

Ins Meer der Seele. Fragment

Stefan Weidner

»[U]nd der Abendstern leuchtet hier so hell, daß sein Licht die Objekte Schatten werfen läßt« (Moltke 1841: 67).

Zwei Wege führen von Pera nach Therapia, einer über das Wasser und einer unter der Erde. Freilich, man kann auch zu Fuß gehen, aber warum? Gehen werde ich noch genug. Den Weg übers Wasser hätte ich gewählt, wenn es die Ruderer noch gäbe und wenn sie mich angedredet hätten »buirun captan. Hekim baschi«, rufen die Türken, die von Jemand, der den Hut trägt, voraussetzen, daß er ein Schiffskapitain oder ein Arzt sein müsse; »ellado scheleby« – hierher, gnädiger Herr! – die Griechen. Sobald man sich entschieden, wem man den Vorzug geben will, und unten auf dem Boden des schwankenden Fahrzeugs Platz genommen, versetzen ein paar Ruderschläge den Nachen aus dem Getümmel der Wartenden hinaus ins Freie« (Moltke 1841: 20). Und dann würde ich sehen, was man auch damals schon sehen konnte, »zur Rechten [...] Konstantinopel mit seiner bunten Häusermasse, über welche zahllose Kuppeln, die kühnen Bogen einer Wasserleitung, große steinerne Hanns mit Bleidächern, vor allem aber die himmelhohen Minarehs emporsteigen« (Moltke 1841: 20). Damals wie heute »Pera, die Frankenstadt, und Galata mit seinen alten Mauern und dem gewaltigen runden Thurm [...] Auf beiden Ufern des Bosphorus reiht sich eine Wohnung an die andere, eine Ortschaft folgt der anderen, und die ganze, drei Meilen weite Strecke von Konstantinopel bis Bujukdere bildet eine fortgesetzte Stadt aus zierlichen Landhäusern und großherrlichen Palästen, aus Fischerhütten, Moscheen, Kaffees, alten Schlössern und reizenden Kiosken« (ebd.: 21).

Ich hätte mich nicht wie mein Vorläufer nach Büyükdere hochrudern lassen, wo ich später Fisch und Meeresfrüchte kaufen werde, »ungeheure Fische, wie der riesenhafte Thon, die silbernen Palamiden, der Goldfisch, die Steinbutte und alle die Meerungeheuer, die doch so gut schmecken, die Austern, Hummern, Krebse, Krabben und Familie« (ebd.: 26). In Büyükdere, von dort kann man schon unter der neuen Brücke hindurch aufs Schwarze Meer hinaussehen, in Büyükdere ist das Hotel der preußischen Gesandtschaft gewesen, in dem Moltke wohnte. Es ist nicht mehr aufzufinden – wenig verwunderlich, schließlich gibt es keine preußischen Gesandtschaften mehr, auch kein Preußen (Preußen gibt es

nicht mehr!), keinen Sultan und keine Hohe Pforte, und eines Tages, vielleicht werden wir es erleben, vielleicht erleben wir es gerade, kein Deutschland und kein Europa mehr. Anders als der Reisende vor zwei Jahrhunderten wäre ich nicht in Büyükdere, sondern in Tarabya an Land gegangen. Ich würde in die spitze, schmale Bucht einfahren, in den Yachthafen, der Lust auf Bootsausflüge, Reichtum und Geldhaben macht, Lust auf Blau wie das Wasser und der Himmel, Lust auf Weiß wie die Boote, Häuser, Hotels.

Überhaupt das Häuserweiß, das Holzhäuserweiß: ein blendendes, wie aus Licht destilliertes Weiß, Licht, das man in Plastikeimern kaufen und auf die Häuser streichen kann, damit sie der anderen Farbe, dem Blau, dem Meer, dem Himmel, etwas entgegenzusetzen haben, ihm entgegenstrahlen können, sich nicht auflösen, wie es so viele tun, wie es alle tun, die nicht mehr angestrichen werden und die ich allenthalben an der Küstenstraße sehe, fast so, als wäre das Licht und das Malen zu teuer, und das sind sie ja auch, es sind unbezahlbare Güter in einer Welt, die zu wissen glaubt, es ginge auch ohne Himmel, ohne Handarbeit, ohne Holz, ohne Weiß.

Nur die Deutschen haben das Geld, ihre Häuser zu streichen, wie ich gleich sehen werde, wenn ich mit Hilfe von einem halben Dutzend Rolltreppen aus der Erde gekommen bin, nachdem ich mir oben, am Hügel über der Bucht, ein Taxi genommen haben werde, hinuntergefahren bin und dort, an der Kehre, wo die Bucht ganz spitz wird, beim Supermarkt, bei der Moschee und beim Kuruyemiş-Laden mit den Trockenfrüchten und Nüssen nach rechts abbiege zu dem hässlichen, großen, wie ein Pfahlhaus in die Bucht hinausgebauten Restaurant mit dem Namen *Big Chefs*, wo mittags und abends, obwohl das Essen sehr schlecht ist – aber die Aussicht ist schön, aber die Aussicht ist schön –, die örtlichen Angeber vorfahren und ihre Autos (*Valet Service*) und ihre Frauen herzeigen. Wir werden uns Mühe geben, wegzuschauen, sobald wir in den nächsten Wochen daran vorbeilaufen, so schwierig das sein wird, denn die fetten Köche kochen genau vor unserer Haustür.

Angekommen sind wir, Sommerresidenz des deutschen Botschafters, ein schönes, großes, weißes, unbewohntes Haus aus Holz mit Terrassen und Säulen, Erkern und Türmchen. Die Botschaftergattin (für sie passt kein anderes Wort als Gattin) lädt uns Ende April zu Kaffee und Kuchen in ihr unbewohntes Haus ein, wir erfahren es rechtzeitig Ende Februar, dick markieren wir den Termin im Kalender, sonst könnten wir ihn bis dahin vergessen haben und ausgerechnet an jenen Nachmittag nach Kireçburnu spazieren wollen, da auf halbem Weg nach Büyükdere, »der Ort heißt Kiretsch burnu, die Kalkspitze; er ist vor allen mein Lieblingsplätzchen, zu welchem ich zu Wasser im bequemen Kaik, oder zu Pferde über die Berge, oder zu Fuß auf einem schmalen, vom Meere bespülten Pfade längs der steilen Bergwand wallfahrte. Dort habe ich manches Stündchen verträumt« (ebd.: 80).

Ich hätte das prächtige Botschafterhaus gern von innen gesehen, aber kaum hatte die Botschaftergattin uns eingeladen, kaum hatten wir den Termin dick im Terminkalender notiert, kaum hatten wir uns, früh genug, erste Gedanken über die Garderobe gemacht, erhielten wir kurze Zeit später die Absage, jetzt also doch keine Hausbesichtigung, doch kein Kaffee, doch kein Kuchen, doch keine Gattin, aber da fragte schon niemand mehr warum oder warum nicht, höchstens wunderten wir uns, dass selbst so etwas, Kaffee und Kuchen mit der Gattin des Botschafters in dessen Sommerresidenz, eigens abgesagt

werden musste, als alle Fußballspiele, Konzerte, Aufführungen längst abgesagt waren, als der letzte Flug schon geflogen war, die letzten Abreisewilligen abgereist, die letzten Klopapierrollen ausverkauft, die letzten Freiheiten zusammengekehrt, die letzten Intensivbetten belegt waren.

Viele, viele Stündchen werden wir jetzt im Kaffeehaus von Kireçburnu verträumen müssen, und heilfroh sind wir, dass Zeitreisen noch erlaubt sind. Kommt mit, steigt ein, lest: »Zwischen Therapia und Bujukdere erhebt sich in einer kleinen Schlucht eine Gruppe köstlicher Bäume. Eine silberhelle Quelle sprudelt unter ihren Schatten, und ein kleines Kaffeehaus, aus dessen Dach mächtige Stämme hervorwachsen, enthält die unentbehrlichen Pfeifen, die kleinen Tassen, niedrigen Rohrschemel und Bastmatten, auf welche man sich gemächlich hinstreckt. Von dort blickt man zwischen steilen Felswänden gerade hinaus in den nur anderthalb Meilen entfernten *pontus inhospitalis*, der doch ein so lachendes, einladendes Ansehn hat« (ebd.: 79).

Bis es soweit war und kommen sollte und uns nur noch die Zeitreise übrig blieb, hatten wir aber noch Luft, haben wir noch etwas Zeit. Fast wussten wir nicht, wohin mit all dieser Zeit, und fingen schon einmal an, so manches davon im Voraus zu verträumen, nicht dass wir hinterher Träume übrig hätten und vor lauter Fleiß und Arbeit nicht gründlich genug geträumt, nicht alles zu Ende und ausgeträumt hätten, wie es passiert, wenn morgens ein sehr früh eingestellter Wecker klingelt. Und taten wir nicht recht, rechtzeitig mit dem Träumen und Trödeln anzufangen und die Arbeit hinauszuzögern? Andernfalls wäre es nämlich so passiert, wie befürchtet, wir hätten gearbeitet und gearbeitet und das Träumen links liegen lassen, weil wir gedacht hätten, uns bliebe unendlich viel Zeit, und dann wäre auf einmal dieser Wecker losgegangen, ein Wecker mit einem Markennamen wie aus einem Traum, Corinna oder so ähnlich, und wir wären froh gewesen, auch nur einen Nachmittag in Kireçburnu, der Kalkspitze, verbracht haben zu dürfen.

Also lieber mit dem Arbeiten noch ein paar Tage warten und träumen, ein wenig wallfahrten, und wo ginge das besser als hier, auf dem Gelände der Sommerresidenz des Deutschen Botschafters in Tarabya? Selbst wenn man rausgehen darf, weil ja noch gar keine Ausgangssperre herrscht, will man es gar nicht, muss man es gar nicht. Die Sommerresidenz ist nicht nur die Sommerresidenz, nicht nur das in Licht gestrichene Botschafterhaus mit den Säulen und Erkern, sie ist – ein Tal! Ein richtiges kleines Tal, oben der Hügel, unten die Talsohle, mit einem eigenem, waschechten, aus dem Wald herab plätscherndem Bach, mit wackligen Brücklein, Grotten und Felsen, einem hufeisenförmigen Weg oben rund um das Gelände herum, mit Bäumen und Sträuchern und Schlangen und Katzen, oben ein Zaun, unten, direkt an der Küstenstraße, das Mäuerchen und das *gate* mit Sicherheitsschleuse und Wachhäuschen.

Sie betreten das Gebiet der Bundesrepublik Deutschland. Besuch des deutschen Soldatenfriedhofs nur nach vorheriger Anmeldung. Der liegt am südlichen Ende des Hufeisens, terrassenförmig hoch auf dem Felsen, direkt über der Küstenstraße, angelegt, ausgestaltet wie der Bug eines großen Schiffs, und von der obersten Ebene des Friedhofs kommt man sich vor wie ein »Schiffskapitain«, »buirun captan« (ebd.: 20), der auf dem Bosphorus Kurs gesetzt hat in Richtung des Schwarzen Meers, ach, wenn man nur losfahren könnte, Segel setzen, die Leinen los und hinaus, wie es den hier Bestatteten vor über hundert Jahren vergönnt war, vielleicht!

Es gefällt mir, die Namen zu lesen, die Berufe und Verwendungen zu entziffern, den Marinestabsingenieur Max Bielefeld, den Telegraphisten Alfred Uhlmann, den Rittmeister Konrad Graf von Kanitz, die Krankenschwester Prinzessin Marie zu Hohenlohe Ingelfingen, den Obersanitätsmaat Wilhelm Heide, den Flugzeugführer Friedrich König, den Leutnant zur See Werner Kraft, den Soldaten Achmed Schade, den Funker Wilhelm Sonnen, den Heizer Gustav Bode, den Matrosen Richard Tausendfreund, den Obergefreiten Heinz Abrakat, den Matrosen Paul Hünermörder. Die Namen und militärischen Verwendungen sind die Verkehrsmittel meiner Zeitreise, ich kann in sie hineinsehen wie durch ein Fernrohr.

Auch der berühmteste Soldat, der für die Deutschen auf Seiten des Osmanischen Reiches kämpfte, Feldmarschall von der Goltz-Pascha, liegt hier begraben. Wo starb er? In Bagdad! Die meisten Soldaten auf diesem Friedhof, erklärt mir Oberst Wolf, der für die Nato in Istanbul stationiert ist und sich um den Friedhof kümmert, seien gar nicht im Kampf gestorben, sondern bei Unfällen und durch Krankheiten, vor allem durch Typhus. Auch Goltz-Pascha, der eine Zeitlang eine ganze osmanische Armee kommandierte. Er hatte eine Sanitätsstation in Bagdad besucht und sich angesteckt wie heute die Minister und Präsidenten, die Corona-Krankenhäuser besuchen. Es gibt ein Filmchen, wo Kaiser Wilhelm II. in Tarabya anlegt und auf diesem Soldatenfriedhof am Grab von Goltz-Pascha einen Kranz niederlegt.¹

Bedrückend wirkt dieser bildhübsche Soldatenfriedhof nur, weil fünf Meter weiter das Grundstück des Nachbarn beginnt, eines Nachbarn, den man nicht haben will und von dem die Wachhäuschen künden und die verummumten, schwerbewaffneten Soldaten, die mich keinen Augenblick aus den Augen lassen, während ich mit meiner Kamera zwischen den Gräbern schlendere. Es ist die Leibgarde des türkischen Präsidenten. Wenn er in Istanbul ist, wohnt er gleich neben dem Grundstück, das der Sultan 1880 Kaiser Wilhelm I. schenkte.

An der Böschung hinter dem Friedhof führen ein paar Dutzend Stufen steil hinauf zum höchsten Punkt des Geländes. Dort steht ein Denkmal, es wirkt einsam, ein wenig verloren so hoch über dem Friedhof, wo es ursprünglich platziert war, als der Friedhof noch keiner war. Jetzt lugt es über den Zaun zum Erdoğan-Gelände, als sei es gebaut worden, um zu spionieren. »Moltke 1835–1839« steht auf der einen Seite darauf, und gegenüber: »Von den Deutschen in Constantinopel errichtet im Jahre 1889«.

Wieso Moltke?, frage ich mich, warum hier in Istanbul ein Denkmal für einen deutschen General, mag er für das Deutsche Reich, in den Kriegen, die es begründeten, noch so wichtig gewesen sein? Dann erinnere ich mich, dass Moltke als Militärberater für die Osmanen in den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts länger in der Türkei gelebt und über seine Zeit dort ein Buch geschrieben hat, die *Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei*. Am selben Abend angele ich es mir aus dem Internet und beginne zu lesen. Gleich zu Anfang des Buchs fährt er hier vorbei, genau da, wo ich jetzt

1 Bild- und Film-Amt des Auswärtigen Amts (1917): »Der Kaiser bei unseren türkischen Verbündeten« (1917), Bundesarchiv-Filmarchiv, einsehbar unter: www.filmarchives-online.eu (11.07.2020). Dank an Klaus Wolf für die Informationen über den Soldatenfriedhof und den gemeinsamen Spaziergang.

sitze, während ich lese, wie er hier vorbeifährt: »Besonders schön liegt Therapia [...]. Der Ort schaut aus den, von jetzt an felsigen und unbebauten, Bergwänden des Bosphorus hinaus ins Schwarze Meer« (ebd.: 21).

Das Moltke-Denkmal steht aber nicht alleine auf dem Plateau. Fünfundzwanzig Meter weiter ragt ein anderer Stein aus dem Boden, eine schlanke, quadratische Stele mit einer markanten Struktur aus senkrechten Rinnen, in der Mitte unterbrochen von Inschriften auf allen vier Seiten. Auf der einen Seite steht: »Dem vorbildlichen Lehrer und Wegweiser in die Zukunft«. Gegenüber: »Dem weltweit angesehenen Orientalisten«. Dazwischen: »Dem Entdecker und Bewahrer, Gründer und Schöpfer«. Auf der vierten Seite schließlich die Widmung: »In Memoriam Prof. Dr. Dr. h.c. Hellmut Ritter 1892–1971«, und darunter ein Vers auf Arabisch. Der Gedenkstein ist 1986 aufgestellt worden, finde ich später heraus.

Als Islamwissenschaftler kenne ich die Bücher von Hellmut Ritter, aber ich hätte nicht erwartet, auf dem Gelände der Sommerresidenz auf ihn gestoßen zu werden. Ritter war zum ersten Mal im Gefolge von Goltz-Pascha nach Istanbul gekommen und ist mit ihm bis nach Persien gezogen. Unmittelbar vor dem Kriege hatte er über orientalische Sprachen promoviert; also wurde er als Militärdolmetscher eingesetzt. Es gibt ein Foto von ihm aus dem Jahr 1915 mit Säbel und in osmanischer Uniform.² Nach dem Krieg lehrte er an der Uni Hamburg, kam aber wegen seiner Päderastie für ein Jahr ins Gefängnis. Freunde verschafften ihm dann eine Stelle in Istanbul, und er baute die Zweigstelle der *Deutschen Morgenländischen Gesellschaft* auf, die später das *Deutsche Orient-Institut* in Istanbul wurde. 1933 reformierte Atatürk die Universitäten und stellte viele deutsche Gelehrte ein, die vor den Nazis fliehen mussten. Auch Ritter bekam einen Posten. 1937 wurde er Direktor des *Orientalischen Instituts* (Şarkiyat Enstitüsü) an der Universität Istanbul.

Ritter arbeitete damals auf demselben Gelände, auf dem hundert Jahre zuvor Moltke ein- und ausgegangen war. Der Campus der heutigen Istanbul-Universität mit dem berühmten Feuerturm war zur Zeit Moltkes der Amtssitz des Seraskiers, des osmanischen Oberbefehlshabers, den Moltke beriet und regelmäßig besuchte. »Dicht neben der Moschee Sultan Bajasids findet sich auf dem Gipfel eines der sieben Hügel ein weiter, durch hohe Mauern umschlossener Raum. Dorthin verlegte Mehemet Gasi, der Eroberer, seine Residenz; [...] heute ist er das Seraskeriat. Ein hoher, seltsam geformter, aber kühn erbauter Thurm (Giangen-Kulessi, der Feuerthurm) bezeichnet den Wohnort des Befehlshabers der osmanischen Heere, und gewährt von fern den Anblick einer in die Erde gepflanzten kolossalen Lanze« (ebd.: 22).

Ritter wäre ohne Moltke, den Vorläufer Goltz-Paschas, seinen Vorgesetzten, und ohne den deutschen Imperialismus und den Ersten Weltkrieg nicht nach Istanbul und in den Orient gekommen, sondern wie die meisten Orientalisten seiner Generation einfach zu Hause geblieben. Mit ihren beiden Denkmälern auf dem höchsten Punkt der Sommerresidenz des deutschen Botschafters und der Kulturakademie Tarabya befinden sich Moltke und Ritter unverhofft wieder am selben Ort, erinnern uns an Gutes und Schlechtes in der deutschen Geschichte, an die einführende Orientalistik und an den schlechten, kolonialen, imperialen Orientalismus, erinnern uns daran, wie sie zusammenhängen und

2 Vgl. Artikel aus der *Encyclopedia Iranica*, auf den sich auch meine biographischen Angaben stützen: <http://www.iranicaonline.org/articles/hellmut-ritter> (Abruf am 1.4.2020).

bis heute den Januskopf bilden, den wir vor dem inneren Auge sehen, wenn wir an den Orient, an die Türkei denken.

Am 5. März 2020 fliege ich zu einer Konferenz nach Österreich, bereits mit der Befürchtung, ich könnte nicht mehr nach Istanbul zurückkommen, wie es eine Woche später tatsächlich der Fall gewesen wäre. Am 7. März, dem Datum meines Rückflugs, ist es jedoch kein Problem. Ich stehe in einer langen, dicht gedrängten Schlange vor der Passkontrolle am Flughafen Sabiha Gökçen, kaum jemand trägt Masken, alles normal in der Türkei, offiziell kein einziger Fall, ein magischer Umstand, wenn *Turkish Airlines*, wie sie stolz verkünden, die Fluglinie mit den meisten Zielen weltweit ist (sechs Wochen später, während ich diesen Text korrigiere, erfahre ich, dass bereits drei Piloten am Virus verstorben sind), wenn Istanbul fast zwanzig Millionen Einwohner hat, Treffpunkt von Touristen aus aller Welt, Partyzentrum, eine Stadt, die es in jeder Hinsicht mit jeder anderen auf dem Planeten aufnehmen kann.

Bis zum 10. März haben die Zeitungen von der Krankheit als einem Problem im fernen Europa berichtet. Am 11. gibt es den ersten Patienten. Allein die Werbeplakate haben bis dahin eine Ahnung davon vermittelt, das irgendetwas nicht ganz normal ist: Auffällig viele preisen Mittelchen an, die die Abwehrkräfte stärken, Erkältungen lindern; und solche, die reinigen, desinfizieren. Nebenbei lernt man, wie beunruhigend es ist, in einem Land zu leben, in dem unabhängige Nachrichten unerwünscht sind, während draußen ein Sturm aufzieht.

In Europa überschlagen sich in dieser Woche die Ereignisse, Unvorstellbares geschieht, Tabus fallen wie Dominosteine. Erst gibt es keine Fußballspiele mehr (was, keine Fußballspiele mehr?), dann keine Veranstaltungen mit über 500 Leuten, dann keine mit unter 500 Leuten, dann überhaupt keine mehr. Erst schließen die Museen, dann die Grenzen, dann die Läden; und die Flugzeuge, heißt es, werden demnächst auch alle am Boden bleiben. Höchste Zeit, zu verschwinden, keine Zeit mehr, irgendetwas fertigzustellen, zu Ende zu schreiben, ja auch nur die Sachen ordentlich zu packen: Einen Koffer lasse ich in Tarabya stehen, und selbst das, dieses mir selbst gegebene Versprechen, die im Koffer verkörperte Erwartung, in absehbarer Zeit wiederzukommen, scheint mir schon zwei Wochen später, während ich diesen Text schreibe, unendlich leichtgläubig und naiv.

Einige von uns entscheiden sich, dazubleiben; ich vermute, es wird für lange sein. Auf dem Gelände der Sommerresidenz des deutschen Botschafters und seiner Gattin werden sie auch bei der strengsten Ausgangssperre weite Spaziergänge machen können. Dann werden sie auf den Spuren von Hellmut Ritter wandeln, der in seinen späten Istanbul Jahren, so heißt es, oft in Tarabya gewandert ist und gern auf dem Friedhof hier begraben worden wäre.³ Vielleicht erinnerte er sich an seine Jugend, während er an den Grabsteinen mit den Namen der deutschen Soldaten vorbeilief; und es ist gut möglich, dass er den einen oder anderen von ihnen persönlich kannte.

Die arabischen Verse auf dem Gedenkstein für Ritter oberhalb des Friedhofs stammen von Abu Tammam, einem berühmten arabischen Dichter aus dem neunten Jahrhundert. Sie lauten: »Trag dein Herz, wohin du willst auf den Wegen der Leidenschaft – die Liebe bleibt der ersten Liebe vorbehalten.« Mit der »ersten Liebe« ist aber nicht die erste »große«

3 Die Infos verdanke ich Schubert 1989.

Liebe gemeint, wie wir es heute verstehen würden. Angesichts von Ritters Werk, in dem er sich vor allem mit der persischen Mystik beschäftigt hat, ist mit der ersten Liebe die Liebe zu Gott gemeint.

Ritters Hauptwerk, während seiner Zeit in Istanbul entstanden, ist dem mittelalterlichen persischen Mystiker Fariduddin Attar gewidmet. Es trägt den Titel *Das Meer der Seele*. In der für seine Bücher charakteristischen Kleinschreibung paraphrasiert er dort eine Stelle aus Attars *Musibatname* (»Buch des Unheils«): »Der profet hat dem weltwanderer geraten, statt im kosmos herumzuwandern, den weg in das eigene innere zu gehen. Dort werde er fünf stationen zu passieren haben, deren letzte die seele sei« (Ritter 1955: 615). Die individuelle Seele begreift, dass sie nichts anderes ist als ein Teil der göttlichen Weltseele: »Meine seele (cān) ist eine abzweigung von deinem meer« (ebd.). Der Urgrund des Seins, der mit einem Meer verglichen wird, antwortet der Seele daraufhin: »Jetzt wo du hergekommen bist, entäussere dich, gehe unter in meinem meere« (ebd.).

Ritter erläutert: »Die allseele ist durch einen kanal, eine »ader«, mit der einzelseele verbunden. Durch diesen kanal gelangt der mystiker zu dem urgrund des seins« (ebd.: 618). Wenn man durch das Gelände der Tarabya-Residenz streift, schließlich beim Soldatenfriedhof herauskommt, von dort wie von der Kapitänsbrücke eines Schiffs (es wird wohl ein Totenschiff sein) auf den Bosphorus blickt und bei klarer Sicht die Mündung ins Schwarze Meer erahnt, kommt man nicht umhin, an diese alten, mystischen Bilder zu denken, kommt man nicht umhin, im Bosphorus diesen »kanal«, diese »»ader«« (ebd.) zu sehen, welche die Einzelseele mit dem Urgrund des Seins verbindet, der sich fern am Horizont als *pontus inhospitalis* andeutet.

(Tarabya und Köln, März 2020)

Literatur

MOLTKE, Helmuth Karl Bernhard von (1841): *Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839*, Berlin, Posen, Bromberg: Mittler.

RITTER, Hellmut (1955): *Das Meer der Seele. Mensch, Welt und Gott in den Geschichten des Fariddudin 'Attār*, Leiden: Brill.

SCHUBERT, Gudrun (1989): »A Ritter Memorial in Istanbul«. In: *Manuscripts of the Middle East* 4, 138–143.

